

drohte oder winkte, zustimmte oder abriet, ob er im Nebel weich und verständnisvoll wurde oder störrisch den Regenstriemen trotzte. Der Turm verortete mich. Wenn ich in der Innenstadt war, richtete ich mich nach ihm aus wie eine Kompassnadel. Dass ich das hier, in meiner neuen Stadt, weiterführen würde können, machte mich richtig glücklich. Vielleicht hatte ich Berlin in Wahrheit deswegen gewählt. Und nicht, wie ich es jedem erzählte, wegen der vielen Theater, die es hier gab.

Zorbas grinste jetzt. Er hatte um die Augen lauter Falten, und seine Schläfen waren grau. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich gar nicht wusste, wie alt er war. Oder wie er wirklich hieß.

»Weißt du, was das Erste war, das ich gemacht habe, als ich drüben war?«

*Einen Kniefall, dachte ich sofort. Einen Papstkuss auf endlich erreichten Boden. Irgendetwas Feierliches bestimmt. Eine Weihung. Vielleicht hat er dort im Westen eine DDR-Fahne errichtet oder ein Gipfelkreuz – sein Pathos ist uferlos.*

»Nö«, sagte ich.

»Willst du's wissen?«

»Okay.«

»Gepisst hab ich«, sagte er.

Ich nickte. Ich konnte es vor mir sehen. Wie er am Ende der Bösebrücke in den Wedding hineingedrängt wurde, im Strom der schiebenden, rufenden Menschen. Wie er seine rissige Hand ausstreckte und nach etwas griff, das ihm Halt geben konnte: einer Laterne, einem Busch, einem Strauch, vielleicht unten bei der Schrebergartenkolonie, die wir von hier aus sehen konnten. Wie er dann, als er genug Platz um sich hatte, an seiner Hose herumnestelte und begann, mit aufspritzendem Urin sein Revier zu markieren. Manchmal beneidete ich Männer darum.

»War gut?«, fragte ich.

»War richtig.«

Ich versuchte mich zu erinnern. An all die Aufnahmen, die ich doch von diesem Tag gesehen haben musste, all die Fernsehübertragungen, die Bilder, von denen mein Vater mir sagte, dass sie historisch seien. Mir fiel kein einziges davon mehr ein. Von der Mauer, ja. Tanzende Menschen, Hände, die nacheinander griffen, Körper, die sich gegenseitig an bunten Wandzeichnungen entlang in die Höhe zogen. Dutzende baumelnder Beine. Oder vorher: Genscher auf dem Balkon der Prager Botschaft. Der Jubel, der seinen Satz abriß: *Ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise ...* Aber die Brücke hatte ich vergessen.

»Willst du da wirklich hin?«

Es dauerte einen Augenblick, bis ich verstand, dass er die Hochschule meinte. Die *Hochschule für Schauspielkunst Erwin Piscator Berlin*. Ich konnte noch immer nicht glauben, dass sie mich angenommen hatten. Dass ich tatsächlich dort mein Studium beginnen würde, mitten im Osten der Stadt, schon in diesem Herbst.

»Klar«, sagte ich. »Wieso?«

Unter uns begannen die Oberleitungen zu sirren. Ich drehte mich um und folgte mit meinem Blick dem Gleisverlauf bis in seine Ostkurve hinein, aber ich konnte die S-Bahn noch nicht sehen.

»Du kommst aus dem Westen«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich komm aus dem Süden.«

»Nein. Dort nicht.«

Mit einem Brüllen schoss unter uns die S-Bahn hindurch und zog in den Norden der Stadt. Zorbas drehte sich mir zu. Seine Stirn war gerunzelt, er sah auf einmal ganz konzentriert aus. Als würde er mich abschätzen.

»Glaub mir: dort kommst du aus dem Westen.«

Ich lachte.

Die Schule. Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal von ihr hörte. Es gibt diese Dinge, von denen man irgendwann annimmt, dass man von ihnen einfach immer schon wusste.

Bei der Aufnahmeprüfung hatte ich behauptet, einer der Schauspieler unseres Stadttheaters hätte mir, als ich bei Handkes *Stunde da wir nichts voneinander wussten* mit den anderen Statisten auf unseren Auftritt wartete, davon erzählt. Aber das stimmte nicht. Ich wollte nur, dass die Prüfer den Namen dieses Schauspielers hörten, der tatsächlich auf die Hochschule gegangen war. Ich wollte, dass sie mich damit verbanden: mit einem, der es geschafft hatte. Ich dachte, sein Glück könnte abfärben auf mich.

»Dort kommst du nicht rein«, war das, was man immer hörte, wenn die Sprache auf die *Piscator* kam: »Das schafft man nicht.« Immer wieder wurde einem das unter die Nase gerieben. Das – und die Zahlen. Hunderte waren es, in jedem Jahr. Jeder kannte jemanden, der abgelehnt worden war. Und ich hatte mir ja auch noch eine besonders heiß umkämpfte Ausbildung ausgesucht, die sie anboten. Theaterregie, ausgerechnet. Regisseure braucht man auf den deutschen Bühnen noch weniger als Schauspieler, und die Schule wollte ihre Statistiken nicht mit arbeitslosen Studienabgängern verderben. Sechs Plätze gab es deswegen nur. In der Schauspiel-Abteilung nahmen sie immerhin zwanzig Studenten pro Jahrgang an, aber im Regie-Institut waren es sechs. Sechs aus achthundert.

Ich kalkulierte nicht. Ich stellte keine Wahrscheinlichkeitsrechnungen auf, keine Mutmaßungen über meine Möglichkeiten. Ich weigerte mich, zu verstehen, wie gering meine Chancen waren. Und deswegen, davon bin ich noch heute überzeugt, mussten sie mich nehmen.

Das stimmt so nicht. Die Dinge verdichten sich, wenn man sie rückwirkend betrachtet.

Immer öfter ertappe ich mich dabei, dass das Licht, das ich auf die Ereignisse werfe, die Schatten verzerrt. Vergangenes verschiebt sich so schnell, es lehnt sich in die eine oder andere Richtung. Und schon die Wahrnehmung, mit der wir einen Moment erleben (oder glauben, ihn erlebt zu haben), ist fragwürdig. Es gibt keine Eindeutigkeit, nirgends.

Aber ich will ehrlich sein. Ich will alles so aufschreiben, wie es war. Nach bestem Wissen und, ja, Gewissen.

In Wahrheit habe ich um die Aufnahme gekämpft. Schon im Jahr zuvor hatte ich mich beworben, ich hatte es nur niemandem erzählt. Laut den Zulassungsregularien der Hochschule war ich zu jung. Für diesen speziellen Studiengang benötigte man Erfahrung, hieß es in der Begründung. Assistenzen müsse man absolviert haben, Hospitanzen, Mitarbeit an Theatern. Das sollte auch den männlichen Bewerbern ermöglicht werden, die ja erst noch zum Bund mussten oder sich als Zivis verdingten. Außerdem erfordere der Beruf eine gewisse Autorität, ein Durchsetzungsvermögen bei den oft älteren Schauspielern und Gewerken. Einundzwanzig also. Einundzwanzig sei das Mindestalter.

Ich, zwanzigjährig, fand eine Fußnote. Dass bei besonderer Begabung auch eine Sondergenehmigung erteilt werden könne, stand in einem der orangefarbenen Informationsblätter, die ich beim Arbeitsamt eingesehen hatte. Die Professoren könnten das entscheiden. Sie könnten, wenn sie bei einem Bewerber eine spezielle Eignung erkannten, eine Ausnahme erwirken. Und ich wollte nicht warten. Ich wollte nicht ein weiteres Jahr in meiner Heimatstadt verharren, wollte nicht weiter an unserem Stadttheater bleiben, an dem ich alles getan hatte, was man als Frischling dort tun kann. Seit meinem Abitur hatte ich stumme Rollen auf der Bühne verkörpert, hatte den Schauspielern Kaffee gekocht, Ablaufpläne für Regisseure verfasst, Souffleusen vertreten, wenn sie krank waren. Ich kannte die Auftritte und Abgänge aller Bühnenfiguren, ich wusste, wo Hamlet seinen Totenschädel abzugeben hatte, wenn die Vorstellung beendet war, und wie lange der Misanthrop für seine falsche Glatze in der Maske brauchte. Ich hatte den Technikern im Bühnenturm über die Schultern gesehen und war als Licht-Statistin stundenlang in frisch gestrichenen Bühnenbildern herumgestanden, damit die Beleuchter ihre Scheinwerfer nach mir ausrichten konnten. Ich hatte all das gern getan. Aber jetzt wollte ich raus, ich wollte in die große Stadt. Ich wollte an der besten Schule lernen, die es gab. Also bewarb ich mich.

Den Brief, den ich dann an einem Herbstmorgen in unserem Briefkasten fand, traute ich mich fast nicht zu öffnen. Ich wog ihn in meiner Hand, ich drehte ihn hin und her, ich fuhr mit den Fingern über den tintenblauen Absenderstempel. Dann schlich ich mich in unseren Garten, zu meinem Lieblingsbaum, einem kleinen, aber störrischen Birnbaum mit starkem Stamm. Ich klemmte den Brief zwischen die Zähne und schwang mich

hinauf in die Äste. Erst, als ich sicher war, dass die bunten Blätter mich gegen alle Blicke abschirmten, öffnete ich das Kuvert.

Dass ich zu jung sei, stand dort in akkurater Schreibmaschinenschrift. Dass aber Professor Korbinian Brandner nach Durchsicht meiner Unterlagen Interesse an einem Gespräch mit mir gezeigt hätte. Er befände sich gerade für Macbeth-Proben in Genf. Wann ich kommen könne.

Brandner! Ich konnte es nicht glauben. Ich tastete mit zitternden Fingerspitzen den viel zu kleinen Druckbuchstaben nach, ich fiel fast aus dem Baum. Brandner, der es nach seiner Ausbildung zum Facharbeiter für Gießereitechnik geschafft hatte, dass Wolfgang Langhoff ihn direkt aus der Werkstatt als Assistenten ans Deutsche Theater holte. So schlau, so schön, so talentiert muss er schon als junger Mann gewesen sein, dass Helene Weigel höchstpersönlich ihn ans Berliner Ensemble abwarb und ihn bald selbst inszenieren ließ. Brandner, der Nationalpreisträger der DDR. Der beachtete Amateur-Boxer, Freund von Heiner Müller, der Träumer, der Provokateur, dessen Arbeitsvisum immer wieder auf der Kippe stand. Brandner, der das Maxim-Gorki-Theater übernehmen hatte sollen und der mit seinen Inszenierungen an allen großen Häusern der DDR und vor allem auch im Westen für Aufsehen gesorgt hatte. Dessen Arbeiten sich im Lauf der Jahrzehnte vom Kammerspiel zu großen Opern erweitert hatten. Ein Seiltänzer, dessen Inszenierungen mal verboten, mal bejubelt, gefeiert und international ausgezeichnet wurden. Dessen Walküre bei den Bayreuther Festspielen am Tag nach der Premiere abgesetzt worden war. Und dessen Aischylos sich in Prag schon seit über zehn Jahren auf dem Spielplan hielt. Als Peter Stein des Ostens hatte ihn ein Kritiker einmal bezeichnet – und zumindest, was seine Berühmtheit anbelangte, war er genau das. Von all den Professoren und Dozenten, die an der Schule arbeiteten, war er der einzige, um den man einfach wusste. Er war der, von dem man nie zu hoffen gewagt hätte, dass er je unterrichten würde. Dass er sich dazu überhaupt herablassen könnte. Seine Klassen waren ein Mythos. Er selbst bestimmte, wen er dafür zuließ. Selbst wenn es einem gelang, an der Schule angenommen zu werden, hieß das noch lange nicht, dass man ihn je zu Gesicht bekam. Er war der Eine, um den es ging.

Und jetzt wollte er mich kennenlernen.

Ich hatte kaum eine Vorstellung davon, wo Genf lag. Oder was der Preis für ein Zugticket dorthin wäre. Wahrscheinlich würde mich die Fahrt meine Ersparnisse kosten, die ich durch meine Jobs am Theater angelegt hatte. Aber das war mir ganz egal. Es war ein Test – der erste, dem sie mich unterzogen. Und ich wollte verdammt sein, wenn ich die Prüfung nicht annahm.

Ich habe niemandem erzählt, warum ich fuhr. Nur meiner Mutter sagte ich, dass es um eine Bewerbung ginge. Sie holte Luft, um zu fragen, wofür. Aber als sie meinen Blick sah, schwieg sie. »Ich will's nicht beschreiben«, sagte ich und klopfte auf Holz. Sie nickte. Sie hatte sich schon daran gewöhnt, dass ich abergläubisch geworden war, seit ich mich fürs

Theater interessierte. Ich lief nicht mehr unter Leitern hindurch. Ich pfiß nicht und trug keine Hüte mehr, auch wenn ich mich gar nicht auf einer Bühne befand. Und ich machte einen großen Bogen um schwarze Katzen, weil ich mir nie merken konnte, ob sie Unglück brachten, wenn sie von links oder wenn sie von rechts meinen Weg kreuzten.

Nach Genf muss ich über vierzehn Stunden gebraucht haben. Als ich ankam, irrte ich durch die Straßen und fand keine Übernachtungsmöglichkeit. Ich war gar nicht auf die Idee gekommen, dass in der Nähe des Bahnhofs keine Pensionen sein könnten. Ich kannte es von zu Hause nur so: ein Bahnhof ist im Zentrum einer Stadt. Und dort gibt es Jugendherbergen, Hotels, Informationsschalter. Aber die wenigen Pensionen, an denen ich vorüberlief, waren ausgebucht. Die Rezeptionisten musterten mich mit hochgezogenen Augenbrauen, einer kicherte über mein schlechtes Französisch.

Als es dämmerte, war ich völlig erschöpft. An einem kleinen Platz setzte ich mich auf eine Bank. Es war wärmer als daheim, aber auch hier trieb der Wind schon das Herbstlaub über das Pflaster. Ich hatte Hunger und ich fror. Einen Moment lang stellte ich mir vor, wie es wäre, mich zum Theater durchzufragen und Brandner um Hilfe zu bitten. Ich malte mir aus, wie er mir anbieten würde, bei ihm zu bleiben. Wie wir Wein tranken und Spaghetti kochten und die ganze Nacht über das Theater redeten. Wie er mir am nächsten Tag beeindruckt die Hand schütteln würde und sagen: »Wir sehen uns in Berlin.« Aber etwas hielt mich davon ab, es zu versuchen. Schon damals ahnte ich: Schwäche wäre für ihn eine Enttäuschung.

Also schulterte ich meinen kleinen Rucksack und suchte weiter. Ich begann Passanten zu fragen. Die Pension, zu der mich schließlich eine freundliche Dame schickte, war im dritten Stock. Ein Zimmer wie dieses hatte ich noch nie gesehen. Mottenzerfressene Samtvorhänge baumelten von abgesackten Vorhangstangen, dem Eichenschrank fehlte ein Fuß, und das Bett bog sich dem marmornen, klebrigen Boden entgegen. Als ich im Flur die Toilettentür suchte, stand dort eine Frau im Nachthemd und starrte mich an.

In dieser Nacht saß ich im Bett, ich schlief kaum. Im Nebenzimmer stritten ein Mann und eine Frau auf Französisch, in den Wänden war ein merkwürdiges Pochen, und irgendwann weit nach Mitternacht rüttelte jemand an meiner Türklinke. Ich muss todmüde gewesen sein, als ich am nächsten Morgen zum Theater lief.

Das Merkwürdige ist, dass ich mich auch daran nicht erinnern kann. Tatsache ist, dass ich von diesem ersten Treffen mit Brandner kaum noch etwas weiß. Mein Gedächtnis ist überlagert von all den anderen Begegnungen, die ich später mit ihm hatte. Dort hat er sich mir eingepägt, ich kann ihn noch heute herbeirufen, jederzeit. Seine massige Statur mit dem breiten Kreuz, das er sich wohl früher für seine Ringkämpfe antrainiert hatte. Die grauen Haare, die ihm in die zerfurchte Stirn fielen, und in denen noch immer ganze Strähnen seiner ursprünglich kastanienbraunen Haarfarbe zu finden waren. Den Geruch der Zigarillos, die er ohne Unterlass rauchte. Die meist grünen Strickpullover, an denen immer Tabakkrümel hingen. Seine kratzige, brüchige Stimme. Und sein Blick. Dieser